

HACKNEY HAROLD / NYE SHERILYN, *Beratungsstrategien – Beratungsziele*. (151.) Reinhardt, München 1979. Kart. lam. DM 22.80.

Den Autoren ist zu danken, daß sie eine Lücke in der Literatur über Beratungsansätze mit diesem Buch ausfüllen. Sie beginnen gerade dort, wo die meisten Einführungsbücher enden. Der Aufbau bringt 12 Kap., die nach dem aktuellen Vorgängen in der Gruppenberatung gestaltet sind und hinführen zu einer Verwirklichung des richtigen Beraterverhaltens. In den ersten 5 Kap. wird Wichtiges über den Abbau von ungünstigen sozialen Verhaltensweisen, über das Bekräftigen in der Beratung, über das notwendige Schweigen und die Pausen, über Gesprächsanfang und Gesprächsende gesagt. 6. bis 9. Kap. gehen auf die Ziele in der Beratung ein, greifen die Gedanken und Vorstellungen des Klienten auf, geben eine gute Einführung in die Wahrnehmung von Gefühlen und Affekten und bringen die Unterscheidung von kognitiven und affektiven Bestandteilen der Klientenäußerungen. In den letzten 3 Kap. ist eine Auswahl von angemessenen Beratungsstrategien erarbeitet und sind wesentliche Aspekte der Klient-Berater-Beziehung angesprochen, um dem Berater wichtige Hilfen zur Selbsteinschätzung, Einschätzung durch den Supervisor und Verwendung verschiedener Beratungsstrategien anzubieten.

Die Durcharbeitung dieses Büchleins kann allen, die innerhalb und außerhalb des kirchlichen Bereiches mit Gruppenarbeit zu tun haben, wärmstens empfohlen werden. Allerdings muß darauf hingewiesen werden, daß die entscheidenden persönlichen Fähigkeiten nur durch ein Selbsterfahrungstraining erreicht werden können.

Graz

Karl Gastgeber

GREINACHER N. / METTE N. / MÖHLER W. (Hg.), *Gemeindepraxis*. Analysen und Aufgaben. (Praxis der Kirche Nr. 30.) (320.) Kaiser, München / Grünwald, Mainz 1979. Ppb. DM 36.-.

Die Tatsache allein ist schon verdienstlich, daß in einem Reader wichtige und überschaubare Handlungen zusammengestellt wurden, die für eine Monographie zu klein, für das Vergessen aber zu gut sind; dies gilt insbesondere für Beiträge, die in der „Diakonia“, in der HerKorr. oder auch in Sammelbänden schon einmal veröffentlicht wurden. Dazu kommt, daß hier zum gleichen Thema zumeist evang. und kath. Autoren nebeneinander zur Sprache kommen. Die evang. Beiträge sind zumindest für die kath. Gemeindepraxis und ihre praktische Theologie recht wertvoll (gilt vornehmlich für die Beiträge von Schloz, Lange, Leuenberger). Ob dies umgekehrt auch der Fall ist, will der kath. Rez. offenlassen.

Es kann nicht der Sinn einer Besprechung von derart unterschiedlichen Beiträgen zu Analyse, Ziel, Leitung und Handlungsfeldern der Gemeindegemeinschaft sein, die einzelnen Aufsätze vorzustellen und im Detail kritisch zu würdigen. Von Nutzen kann eher die Beobachtung sein, daß diese praktisch theol. Arbeiten, gemessen an

ihrer Arbeitsweise, recht unterschiedlich sind. In dem einen Typ wird darüber geschrieben und der Leser aufgemuntert nachzudenken, was Gemeindepraxis sein soll (Grundtyp der deutsch-akademischen Methode). Der andere Typ erzählt Erfahrungen und gewinnt den Leser, diese Erfahrungen nach-zudenken (was mehr dem französischen Stil entspricht). Mehr Plausibilität hat meines Erachtens der 2. Typ (was für die Beiträge etwa von Pfarrer Honsel über seine Gemeindegemeinschaft in Ibbenbüren oder auch von R. Zerfaß, der die gemeindegemeinschaftlichen Erfahrungen von Rüsselsheim aufgreift, gilt). Es wäre für das anspruchsvolle Thema Gemeindepraxis unentbehrlich, über diese Gemeindegemeinschaften hinausgehend noch weitere Erfahrungen zu reflektieren (wie Eschborn, Wien-Machstraße, Dortmund-Scharnhorst etc.). Wer in der Alltagspraxis steht, wird etwa von den Erfahrungsberichten eines H. M. Schulz, P. Weiß oder auch dem neuen und spannenden Buch der Franziskanerpatres in Dortmund-Scharnhorst („Faszination Gemeinde“, Herder) mehr Ermunterung und Gewinn ziehen.

Das vorliegende Werk wird daher eher für Theologiestudenten, Universitätsassistenten und praktische Theologen unmittelbar brauchbar sein. Empfehlenswert ist es gewiß auch für angehende Praxisbegleiter (deren zunehmende Wichtigkeit in einzelnen Beiträgen sehr wohl erkannt ist: vgl. 166, 195, 202/210). Verlockend wäre es nicht zuletzt, die einzelnen Beiträge unter wissenschaftlichen Aspekten zu bedenken: Was bewegt denn einen Autor? Welche Anliegen stehen hinter der Diskussion über nicht-ordinierte Bezugspersonen? Was verbirgt sich hinter dem immer noch nicht ausgegorenen Begriffspaar von Volks- und Gemeindegemeinschaft an eigener Vorstellung und gelebter christlicher Praxis? Welche unmittelbare gemeindliche Erfahrung steht als kritisches Korrektiv schützend Pate? Was heißt es, wenn über die Gemeindepraxis von einem Lehrstuhlinhaber, einem ehelosen Pfarrer oder einem verheirateten Universitätsassistenten geschrieben wird? Solche gefährliche praktisch-theol. Fragen stünden einer Einleitung zu einem wertvollen Reader recht gut an.

Passau

Paul M. Zulehner

RECKINGER FRANCOIS, *Kinder taufen – mit Bedacht*. Eine Darstellung der Diskussion um die Kindertaufe im kath. Raum seit 1945 mit kritischer Stellungnahme und pastoralen Ausblicken. (XXXI u. 407.) Salvator-V., Steinfeld, Kall 1979. Kart. lam. DM 45.-.

Die breit angelegte Arbeit hat gewiß gute Seiten: Die Entwicklung der Kindertaufdiskussion wird exakt dargestellt, vor allem werden wenig bekannte römische Dokumente und Anweisungen afrikanischer Bischöfe dokumentiert. Bei der Lektüre wurde mir neuerlich klar, was ich zu diesem Thema schon 1970 geschrieben habe: Im Grund handelt es sich nicht um ein dogmatisches, sondern um ein pastorales Problem. Die Art und Weise, wie aber im Namen der Wahrheit und der Kirche hier mit den Menschen umge-

gangen wird, ist in einem miesen Sinn „dogmatisierend“. Die Gefühlslage des Buches ist kalt. Die Grundstimmung „pastoralfaschistisch“. Diese Art von Dogmatik führt am Ende zur Herrschaft über den Menschen. Mit ihr wird der gesellschaftliche „Machtverlust“ der Kirche auf Umwegen insgeheim kompensiert. Beispiele: Wie ist es mit dem Grundton der Pastoral Jesu zu vereinen, wenn man angesichts des Kirchenaustritts von Katholiken vermerkt: „Der Akt vor dem Amtsgericht ist dann nur eine logische Folge, und man muß diejenigen Nichtglaubenden eigentlich zu ihrer Ehrlichkeit und Konsequenz beglückwünschen, die diese Folgerung ziehen und damit auch der Kirche helfen, klare Verhältnisse zu schaffen“ (84/85). Jesus hingegen blickte dem reichen Jüngling „traurig“ nach. Pastorale Trauer ist diesem Buch fremd. Was sind dazu „klare Verhältnisse?“. R. insistiert ständig, es gebe Kriterien (und beruft sich auf Afrika), mit denen ein Taufaufschub, noch mehr eine Taufverweigerung möglich ist. Natürlich ist er theoretisch denkbar und im Ernstfall wird es ihn auch geben müssen. Aber nicht nach der Art der Herrschaftspastoral, die dieses Buch durchzieht. Kirchenbesuch, intakte Ehe, sittlicher Lebenswandel, dies verlangt R. für die Taufzulassung. Werden diese Kriterien nicht erfüllt, wird die Taufe vom Priester verweigert.

Selbst Klostermann (Wie wird unsere Pfarrei eine Gemeinde? Wien 1979, 130) ist nach „strengen“ Jahren „milde“ geworden und sagt: Auch ein Taufaufschub, der nur vom Seelsorger verantwortet wird, wird meist nicht Glauben wecken, was der einzige Sinn eines solchen Aufschubes wäre, sondern oft die letzten Reste des Glaubens zum Ersticken bringen. Und er wirbt um die Seelsorger, wenn er schreibt: „Vielleicht würden wir überhaupt oft richtiger, d. h. evangeliumsgemäßer handeln, wenn wir uns öfter fragten, was wohl Jesus in diesem Fall tun würde.“ Klostermann spricht zu Recht von „Resten des Glaubens“. R. hingegen unterstellt für gewöhnlich, daß kein Glaube vorhanden ist. Das Schlimme ist, er beruft sich dabei auch noch auf religionssoziologische Analysen von mir. Dabei müßte er doch dort entdecken, wie behutsam die Forschung mit dem Menschen umgeht und dabei Überraschungen erlebt, was an tiefliegenden Hoffnungen da ist, wenn Eltern ihre Kinder zur Taufe bringen. Von den Betroffenen, ihren Sehnsüchten und Ängsten ist aber fast nicht die Rede. Vielmehr geht es darum, „unter Kontrolle zu bringen“ (203), um Sakramentalisierung (349), um Garantieren, um „Lehrinhalte“, Programme und Öffentlichkeitsarbeit (363), um Urteilen und Verurteilen. Nicht aber ist die Rede vom Gewinnen, vom Ringen, vom Abmühen um den Glauben, von der Freude über ganz kleine Schritte, über ein kaum noch sichtbares Glimmen (wenn ein Arbeiter nach langer unkirchlicher Tradition um die Taufe eines Kindes bittet ist das vielleicht wesentlich mehr, als wenn ein Pfarrer regelmäßig zur Messe schreitet!), über Anzeichen von gelebter Liebe, die auch dann noch da sein kann, wenn eine Ehegeschichte ge-

scheitert ist. Man hat nicht den Eindruck, daß R. die Menschen in der Art Jesu liebt. Er „liebt“ vielmehr die „Wahrheit“ bzw. das, was er dafür hält, er will „klare Verhältnisse“.

Nun ist wahrlich Rez. kein Verfechter eines ebenso inhumanen Laxismus, der um die Glaubensgeschichte des Menschen nicht bekümmert wäre. Aber noch gefährlicher ist in meinen Augen der neoklerikale Pastoralfaschismus, bei dem der Pfarrer ohne die erwachsenen Christen und gegen sie richtend entscheiden kann. „Ich“ hätte Taufen verweigern müssen (358): Statt dessen müßte es heißen: Ich habe mich verantwortlich und konfrontierend in einen pastoralen, also glaubens- und lebensförderlichen Vorgang eingelassen; ich habe um die Menschen gerungen, weil mir an ihnen liegt; dabei ist aber deutlich geworden, daß eine Taufe widersinnig ist, und deshalb haben die Eltern ihre Bitte zurückgenommen (nur so kann m. E. ein Taufaufschub zustande kommen); bei mir aber blieb pastorale Trauer zurück. Jede andere Form von Taufaufschub gleicht in der Realität einer „Schwangerschaftsunterbrechung“. Man kann R. bei der Behandlung solcher und ähnlicher Themen (auch die Vorschläge zur Eheschließung sind in einer seltsamen Weise apastoral: 348f) nur den Satz des Augustinus ins Stammbuch schreiben: *Amate scientiam, sed anteponeite caritatem.*

Passau

Paul M. Zulehner

RORARIUS WINFRIED, *Seele – Tod – Unsterblichkeit.* (280.) Gerd Mohn, Gütersloh 1979. Kart. lam. DM 24.–.

Der leitende Arzt an einer psychiatrischen Klinik und Lehrbeauftragte für Psychiatrie behandelt im 1. Teil das im Titel angesprochene Gegenwartsbewußtsein. Zunächst bietet er die modernsten Erkenntnisse im Problembereich Gehirn–Seele mit dem Ergebnis an, daß der Tod als die letzte Realität des Lebens erfahren, die Unsterblichkeit aber als absurd beurteilt wird, oder allenfalls in sozialpolitischen, futuristischen Scheinofferten (Faschismus, Rassismus, Marxismus) zum Zuge kommt. Die Verdrängung der Todesrealität zeigt sich im Alltagsbewußtsein im Gesundheitskult und Lebensgenuß.

Im 2. Teil läßt R. zu Tod und Unsterblichkeit die Denker des Altertums (Sokrates, Platon, Aristoteles), der Neuzeit (Kant, Hegel, Schopenhauer) und der neuesten Epoche (Freud, Wittgenstein, Jaspers, Heidegger, Sartre, Schulz) zu Wort kommen. Dieser historische Exkurs läßt auf viel Fleiß und Fachkenntnis des Vf. schließen, bedarf aber beim Studium einer nicht geringen Hartnäckigkeit im phil. Denken.

Im 3. Teil (zweifelsohne dem interessantesten des Buches) versucht R. seinen eigenen Beitrag in Form einer Todesdialektik anzubieten: weder das Leben noch der Tod werden als „Letztgegebenheiten“ verstanden. Dabei werden die Erkenntnisse der neuesten Todesforschung (z. B. Todesnähe-Erlebnisse) und der Überlebensforschung (Geistererscheinungen, Totenbefragungen, Reinkarnation) zur Illustration herangezogen.